



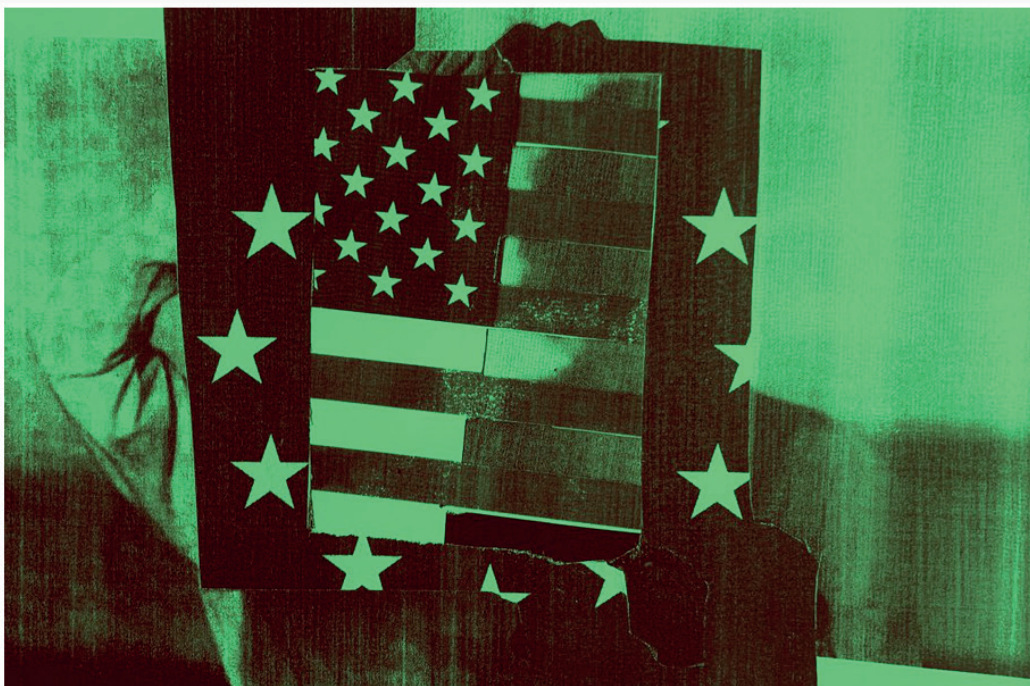
Wir brauchen mehr europäische Blackness

Von Ann Mbuti - 30. Juli 2019

Alle lieben Arthur Jafa. Und das absolut zurecht. Aber wenn wir unser Verständnis von Blackness auf US-amerikanische Leitfiguren wie ihn stützen, klammern wir die spezifischen Erfahrungen Schwarzer Menschen in Europa bequem aus.

Eines vorweg: Ich liebe **Arthur Jafa**. Diesen US-amerikanischen Künstler (und Filmemacher und Kameramann und Cinematograph), der sich auf die eigene Fahne geschrieben hat, das Black Cinema zu ergünden und eine visuelle Sprache zu erschaffen, die über die gleiche Stärke verfügt wie Schwarze Musik. Der als junger Mann Architektur studierte und Häuser bauen wollte, die eine Wirkung wie Miles Davis' *Kind Of Blue* haben. Für den Disziplinen und Sparten offensichtlich keine Begrenzungen darstellen.

Jafas Kunst ist wie eine Naturgewalt. Das erste Video, das ich von ihm gesehen habe, war *Apex* bei der Art Basel 2016, nach stundenlangem Umherlaufen, stark reizüberflutet, grantig und nur noch unterwegs, um wenigstens mal in jeder Halle gewesen zu sein. *Apex* ist eine Videoarbeit, die aus einer Ansammlung von *found images* aus dem Internet besteht, die Jafa assoziativ aneinandergereiht hat. Sie dauert gute acht Minuten und erst beim dritten Durchlauf schaffte ich es, mich von der unglaublichen Sogwirkung der Bilder loszureißen, die im Staccato und von der immer gleichen hypnotischen Tonfolge untermalt feuern. Das Erlebnis war ein körperliches. Und ich wusste beim besten Willen nicht, was das für eine Art von Kunst sein sollte, die es vermochte, eine solche Kraft auszuüben. Es dauerte einen großen Teil des restlichen Nachmittags, bis dieses positive Trauma einigermaßen abgeklungen war.



Wir sitzen in Panels über das Black Cinema der USA und versäumen, nach unserem eigenen kulturellen Narrativ zu fragen (Illustration: SPEX).



Es gibt zwei Ansätze, über den symbolischen Wert einer künstlerischen Arbeit nachzudenken. Einerseits bezogen darauf, ob sie zum konkreten Zeitpunkt ihres Entstehens einen Beitrag zu einer Debatte in der Kunstwelt leistet, ob und wie sie sie weiterbringt oder ergänzt. Andererseits, welche Wirkung eine Arbeit als Werk selbst hat, unabhängig von Ort und Zeit. Jafas Arbeit rockt beide Kategorien. Dass er dieses Jahr mit dem **Goldenen Löwen der Biennale in Venedig** ausgezeichnet wurde, ist nur noch die offizielle Bestätigung des Kunstbetriebs: jawohl, so geht *contemporary art*.

Das sah das Filmfest München wohl so ähnlich. Bei seiner diesjährigen Ausgabe kooperierte es praktischerweise mit dem Museum Brandhorst, wo Fotografien von Jafa ausgestellt sind. Und organisierte gleich noch eine Gesprächsrunde mit dem Künstler und drei weiteren afro-amerikanischen Regisseuren und Filmemachern zum Begriff des Black Cinemas und seiner zeitgenössischen Relevanz.

Am 1. Juli im Museum Brandhorst. Beim Panel sind sich im Grunde alle ziemlich einig: Black & Sexy TV, ein von dem neben Jafa auf der Bühne sitzenden US-amerikanischen Regisseur und Produzent Dennis Dortch gegründetes Mediennetzwerk, sei das perfekte Rendering dessen, wie sich das Leben als Schwarze_r im Moment anfühle. Und ja, das Spektrum an fein austarierten Gefühlsnuancen befinde sich im Black Cinema gerade in einer Erweiterung, jetzt da das Fass des Nicht-Mainstream geöffnet sei.

Anderthalb Stunden später. Das Publikum klatscht, draußen gibt es noch einen Drink aufs Haus, es hat aufgehört zu regnen. Jaja, echt spannend, was sich da im Black Cinema tut. Ich schaue mich mit meinem halbvollen Getränk in der Hand nach Anzeichen in den Gesprächsgrüppchen um, dass nicht nur ich das Panel schwierig fand. Einseitig. Eingeleisig darin, wie Begriffe wie Black Cinema, *black aesthetics* und Konsorten in einer Selbstverständlichkeit fielen, die ihre simple Hinterfragung wie den didaktischen Übereifer einer frühen Seminararbeit würden wirken lassen – Kapitel 1.2, Begriffsklärung. Naja, Jafa wird es schon wissen. Und in den Grüppchen draußen scheint sich die Welt des Smalltalk auch weiterzudrehen.

Wieso sollte die USA ein Monopol auf Blackness haben?

Aber der Gedanke bleibt haften. Bei aller Liebe zu der Pluralität, die wir gerade leben wollen und in unser gesellschaftliches Selbstbild einzubauen versuchen: Wie konnte es passieren, dass die USA ein Monopol auf Blackness bekommen haben? Jafa sagt über seine Anfangszeit in der Kunstwelt, dass er relativ schnell gemerkt habe, dass das nichts für ihn sei. Er habe den Appetit, aber nicht den richtigen Magen dafür gehabt. Nicht etwa, weil er an die falschen Leute geraten sei, schlechte Erfahrungen gemacht oder keine Unterstützung erfahren habe. Sondern weil er an der Struktur verzweifelt sei: „Man, if I walk into another space and I’m the only black face in there, I don’t know what I’m gonna do.“

Jafas Arbeiten und sein Verständnis von Blackness fußen auf einer sehr spezifischen Erfahrung von Ungleichheit: Der *American experience*, wie James Baldwin es bereits in den fünfziger Jahren ausdrückte. Und meint damit den strukturellen Rassismus der modernen USA. Eines Landes, das in Zeiten festzustecken scheint, die längst verstrichen geglaubt waren, deren fortlaufende Auswüchse sich jedoch in einem andauernden kollektiven Alptraum seiner (Schwarzen) Bevölkerung manifestieren.



Diese spezifische Erfahrung geht uns in Europa schlicht ab. Es war das normalste auf der Welt, in den Neunzigern und frühen Zweitausendern in einer mittelgroßen deutschen Stadt aufzuwachsen und dort tatsächlich die einzige dunkelhäutige Person zu sein. Dabei ist unsere eigene europäische Blackness-Erzählung nicht gerade arm an Ungleichheit. Durch verschiedenste Altlasten aus der Kolonialgeschichte oder der Migrationspolitik etwa.

Wie absurd ist es also, dass Jafas Kunst sich eigentlich gegen ein einseitiges kulturelles Narrativ stellt, wir uns aber selbst einschränken und fast schon reflexartig die von ihm vertretene Blackness-Erzählung der USA adaptieren? Eine, die für Afro-Französes_innen, Afro-Deutsche oder Afro-Belgier_innen eben nur teilweise relevant ist? Und was sogar noch prekärer ist: Indem wir afro-amerikanischen Blackness-Debatten folgen und damit vermeintlich unser Kulturverständnis erweitern, schmeicheln wir uns selbst mit dem Gefühl, etwas getan zu haben. Wir sitzen in Panels und hören uns an, wie es um das Black Cinema steht. Und verpassen dabei, dass es vor unserer eigenen Haustür noch viel mehr zu tun gibt.

Jafa hilft gerade dabei, einen Bereich in der US-amerikanischen Ästhetik zu etablieren, den es aktuell nur als eine Art Hohlraum gibt: die afro-amerikanische Perspektive. Doch mit unserem europäischen Blackness-Begriff hat diese herzlich wenig zu tun. Wir in Europa müssen noch einen Schritt weiter zurückgehen: Wir müssen ein Bewusstsein dafür schaffen, dass es Afro-Europa überhaupt gibt. Dass Europa auch aus Leuten besteht, die zwar so aussehen, die aber nicht „woanders herkommen“ und nicht überlegen, „irgendwann wieder zurückzugehen“. Wie es bei Schwarzen Deutschen, schwarzen Belgier_innen, schwarzen Französesinnen und Franzosen eindeutig der Fall ist.

Wir müssen das europäische Schwarze Selbstbild stärken

In meinem bisherigen Leben bin ich noch nie auf die Idee gekommen, mich als Afro-Deutsche zu identifizieren. Stattdessen fühlte ich mich so halb-halb und irgendwie zwischen den Stühlen. Und auch **Reni Eddo-Lodge** beginnt ihr brillantes Buch *Why I'm No Longer Talking To White People About Race* mit einer ähnlichen Selbsterkenntnis: „It wasn't until my second year of university that I started to think about Black British history.“

Dabei geht es nicht nur um die Positionierung einzelner Minderheiten, sondern um das Selbstbild, das eine Gesellschaft von sich hat. Wie in vielen Dingen, gilt auch in Bezug auf Kultur meist das Gesetz des Stärkeren, wie unsere US-zentrierte Sichtweise zeigt. Das ist natürlich nichts Neues, im Grunde ist das 20. Jahrhundert in Europa das Jahrhundert der Amerikanisierung aller Gesellschaftsbereiche. Als in den späten neunziger Jahren jedoch der Begriff der europäischen Leitkultur aufkam, damals noch, um die Notwendigkeit einer weiteren europäischen Integration zu unterstreichen, traf er angesichts der Migrationssituation in Deutschland einen besonderen Nerv. Der Begriff fasste das diffuse Gefühl in Worte, dass es durchaus ein Set an Handlungsmustern gibt, die das Leben in einem bestimmten Land ausmachen.

Aber die Tatsache, dass so ein länderspezifischer Knigge überhaupt verhandelt wurde, zeigt ein deutliches Bedürfnis, genauer hinzuschauen und trotz aller Globalität die lokalen Eigenheiten weiterzuentwickeln. In den frühen zweitausender Jahren kippte die Debatte dann allzu schnell hin zu einem schwer erträglichen Gerede über eine deutsche



Leitkultur und bekam dabei einen miefig-nationalistischen Beigeschmack. Doch angesichts der aktuell noch importierten Debatten in Sachen Blackness kommen wir nicht drumherum, unsere europäische Perspektive dazu zu stärken. Was bisher geschehen ist, deutet schlicht darauf hin, dass das europäische Schwarze Selbstbild in dieser Hinsicht eine Adaption des Amerikanischen sein wird – und oftmals schon ist.

Sicher, Jafas Arbeit hat eine gewisse Allgemeingültigkeit. Er ist für eine Abschaffung von Whiteness, wie man eben für die Abschaffung des Patriarchats ist. Und letztlich zieht jede Bemühung, unterdrückende Gesellschaftskonstrukte abzuschaffen, prinzipiell ja am gleichen Strang. Dennoch ist es wichtig, über andere Perspektiven auf Geschichte, Gegenwart und Zukunft zu reden, denn das Gesetz des Stärksten lässt sich anders nicht aushebeln. Gleichzeitig muss sich unser Feingefühl dafür, woher diese Perspektiven kommen und wie allgemeingültig sie gelesen werden können, mit der Pluralisierung unserer Welt mitentwickeln. Wir müssen auch andere Stimmen sprechen lassen und eine neue Art des Zuhörens erlernen. Denn am Ende läuft wahre Pluralität auf folgendes heraus: Man stellt Dinge in eine affektive Nähe zueinander, aber schaut auch, was das mit ihnen macht. So arbeitet Jafa. Als europäische Gesellschaft sollten wir uns von ihm inspirieren lassen.